



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Gedichte.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

aber der Speer verfehlte sein Ziel, und der Neger wurde völlig betäubt und besinnungslos von dem Kampfplatze hinweggetragen, nachdem die Fußkämpfer das wüthende Thier davon gejagt hatten. Da dieser Stier auserwählt war, getödtet zu werden, so erlegte ihn der Matador mit großer Gewandtheit, aber nicht in der ritterlichen Weise, mit welcher ein Altspanischer „Platero“ zu Werke gegangen sein würde. Der letzte Kampf — zwischen einem der Kämpfer und einem Stiere — war die vollendetste Schaustellung von Kaltblütigkeit und Gewandtheit, die ich je gesehen habe. Es wurde ein großer schwarzer Stier herausgelassen, welchem, nachdem er mehrmals in dem Kreise herumgelaufen war und verschiedene Angriffe auf den Kopf des Zwerges gemacht hatte, ein riesenhafter kräftiger Neger entgegen trat, der nur einen kleinen rothen Mantel am linken Arme, und in der rechten Hand ein ungefähr einen Fuß langes Messer trug. Der wirklich außerordentliche Kampf nahm hierauf seinen Anfang. Der Stier stürzte sich auf den Neger, worauf dieser auf die Seite sprang, das Thier unter seinem mit dem rothen Mantel umschlungenen Arme hinweglaufen ließ und ihm dabei das Messer in den Hals stieß; der Stier drehte sich um, unternahm einen zweiten Angriff, und wurde auf dieselbe Weise empfangen und mit einer zweiten tiefen Wunde abgefertigt. Es erfolgte Angriff auf Angriff von Seiten des Stieres, aber es wurde ihnen von dem Neger stets mit derselben Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit begegnet. Die Absicht des Negers war, mit seinem Messer das Mark des Genicks zu treffen, aber dies ist, so lange sich der Stier in Bewegung befindet, ein Ding der Unmöglichkeit, oder, wenn es gelingt, ein reiner Zufall. Der Kampf zwischen diesen zwei schwarzen Streitern dauerte fast eine Viertelstunde, und der Neger war mehrmals in nicht geringer Gefahr; endlich aber war der Stier hinreichend eingeschüchtert, und nun wurde der Neger der angreifende Theil. Er schlich sich vorsichtig an den Kopf des Thieres, und stieß sein Messer in das Mark des Genicks. Der Stier war todt, ehe er zu Boden sank.“

Neue Gedichte.

Poetische Schriften von R. Hirsch. Zwei Bände. Wien, Jasper, Hügel und Manz.

Friedrichsrede. Ein Gedenkbuch für das Deutsche Volk, herausgegeben von Hensel. Posen, Merzbach.

Erwachen. Siebzehn Gedichte von Hugo le Juge. Berlin, Stühr's Sortimentshandlung.

Lieder von U. T. Meyer. Bonn, Wittmann.

Lebensfrühling. Gedichte für die Jugend, von Carl Enslin. Zweite Auflage. Leipzig, Brandstetter.

Die erste Sammlung enthält Sonette, Lieder, Balladen, Romanzen u. s. w. in der gewöhnlichen Art. Das Bemerkenswerthe darin ist aber die Abtheilung, welche „Soldatenpiegel“ überschrieben ist, und deren erste Auflage zum Besten der Bewundern der Oestreichisch-Italienischen Armee einen Ertrag von beinahe 11,000 Fl. C. M. geliefert hat. Sie ist bemerkenswerth wegen ihres Inhalts. Das Gefühl der Loyalität, welches in der neuern Oestreichischen Poesie überhaupt die Hauptrolle spielt, steigert sich in derselben bis zu einem Grade, daß man anfangen muß, um den Verstand des Publicums, welches sich an dergleichen erbaut, besorgt zu werden. Ich will hier auf die einfachen Ausbrüche der Begeisterung für diesen oder jenen Oestreichischen

Feldmarschall, so wie auf die Flüche gegen diesen oder jenen Feind des Hauses Habsburg kein großes Gewicht legen, obgleich sie zuweilen zu einer Art von Poesie führen, wie die in folgender Strophe:

Erhabner, gewaltiger Alter in Mailand,
Feldmarschall Radetzky, Du Oesterreichs Heiland,
Wenn strahlend ich Dich im Geiste seh',
Da fühl' ich, was glorreiche Epöde.

Ich will auch nicht von der Ehrfurcht reden, die der Dichter gegen die Kroaten empfindet:

O schelte sie mir Keiner, wenn rauh auch ihre Spitzen,
Kleinodien tief im Herzen des Heldenvolkes blitzen,
Es wird ihr großer Joseph zu hellem Tag sie bringen,
Es wird der Hand der Liebe das hohe Werk gelingen.

Ich will, wie gesagt, diese Kroatische Hand der Liebe nicht genauer ansehen, ich will auch die Schmähungen gegen das Parlament bei Seite lassen, ich will selbst das Entzücken, in welches der Dichter über einen Orden ausbricht, durch Nichts weiter ansetzen, als daß ich es hier abdrucken lasse, wobei man mir aber erlauben möge, der Raumersparniß wegen die Rhythmen in der Form von Streckversen zu geben. Der Dithyrambus hat den Titel: Das Marien=Theresienkreuz, und lautet folgendermaßen: „Erinnerungsdenkmal der glorreichsten Frau, die je saß zu Throne; du Anfang und Ende soldatischen Strebens, allerheiligstes Zeichen heroischer Geltung — Marien=Theresienkreuz! Still hält der Krieger, steht er Dich strahlen, hochklopfenden Herzens, durchgeistigt, sehnend, die Seele voll Ehrfurcht: als zöge der Priester, den Heilandweisend, mit goldner Monstranze und Glockengeläute segnend vorüber! — Ich aber breite in tiefem Sinnen weitaus die Arme zum leuchtenden Himmel, und preise die Helden, die zweifach beglückten, so Dich errungen: denn ihnen waren gerecht die Menschen und gnädig die Götter!“ — Ich will ferner das Schlußgedicht auf den Kaiser Franz Joseph, in welchem von Diesem nicht nur gesagt wird, daß er von Gott erkoren sei, das fluchverschworene Gezücht, die Brut des Bösen, zu Boden zu schlagen, sondern auch die Heldenthaten des jungen Kaisers in Italien und Ungarn mit der Ausführlichkeit eines Augenzeugen besprochen werden, als einen Ausfluß royalistischer Begeisterung gelten lassen: — allein meine Nachsicht hört auf, wenn auch die heilige Kirche zu Gunsten dieser royalistischen Gesinnung profanirt wird. Das geschieht in einem Gedicht, überschrieben: Der Lorbeerkranz. Der Feldmarschall Radetzky sitzt des Nachts in seinem Zelt, da tritt „eine fremde Dame“ herein, und warnt ihn vor einem Lorbeerkranz, der ihm nächstens überreicht werden würde, es stecke ein Belsche Tücke dahinter. Und in der That kommt auch den folgenden Tag eine Gesandtschaft aus Mailand, die ihm einen goldnen Lorbeerkranz überreicht. Der Marschall examinirt sie scharf: „Und die Heuchler auf den Knien weinend, heulend unbekannt, daß Verrath nur ihr Bemühen, Heuchler sie nach Mailand sandten; denn in jenem Kranze hingen teuflisch klug verborgne Klingen.“ — Den andern Abend tritt jene fremde Dame wieder herein, weigert sich, ihren Namen zu nennen, nimmt aber eine goldne Kette an, die ihr der Marschall als Ehrengeschenk überreicht, und verspricht, ihn wiederzusehen. Den andern Morgen betet der Marschall in einer Kapelle. Wie er zu dem Bilde der Mutter Gottes aufsteht, vor dem er kniet, wen erkennt er in derselben? Niemand anders, als jene Fremde, und zur vollkommenen Beglaubigung hängt ihr noch die Kette um den Hals, die er ihr vorige Nacht ver-

ehrt hat! — Da hört doch aber wirklich Vieles auf. Wenn man fortfährt, die Mutter Gottes ähnliche unprivilegirte Wunder thun zu lassen, so wird sich am Ende der Papst ins Mittel legen müssen. — Daß übrigens diese Tollhäuslereien unter dem Namen einer so ehrenwerthen und durch viele frühere Leistungen ausgezeichneten Firma erscheinen, kann ich mir nur daraus erklären, daß sie dem Volk einmal durch ein schlagendes Beispiel zeigen wollte, wie weit es mit ihm gekommen ist. —

Die Friedrichslehre enthält eine Sammlung von Gedichten über Friedrich den Großen zum historischen Zweck; sie sollen uns nämlich die Stimmung der Zeit versinnlichen. Der Sammler hätte zweckmäßiger daran gethan, wenn er sich auf die wirklichen Zeitgenossen eingeschränkt und von spätern Dichtern nur solche aufgenommen hätte, die einen wirklich poetischen Werth haben. Wir finden aber eine ganze Reihe Gedichte von Theodor Posthumus, welcher Name, wie uns in der Parenthese gesagt wird, ein Pseudonym ist für Baron von Droschke, deren Aufnahme weder durch historische noch ästhetische Gründe motivirt ist. An sich ist der Gedanke dieser Sammlung, die sich auf das Berliner Friedrichsdenkmal bezieht, ganz zweckmäßig, wenn auch in diesem Augenblick der damit verbundene patriotische Zweck keine große Aussicht auf Erfolg haben sollte. —

Der dritte von den angeführten Dichtern hat wirkliches Talent; es sind poetische Empfindungen und eine gewisse Kühnheit der Phantasie darin, aus der sich Etwas machen läßt, und, was bei unsern Dichtern noch seltener ist, ein gewisses Gefühl für Rhythmus und Melodie; aber einerseits muß sich der Dichter vor Heine'schen Reminiscenzen hüten, andererseits sich bemühen, der Herr seiner Bilder zu bleiben und sich nicht von ihnen meistern zu lassen. Das Letztere gilt z. B. von dem Gedicht: Ewige Flucht, von dem ich hier die erste Strophe als Probe mittheile:

Auf jagt der Tag! Die scheidende Nacht
Will stolz seiner Sehnsucht entweichen —
Hell schwingt er sich auf, zur Liebe erwacht,
Die fliehende Nacht zu erreichen!
Sie brauset auf düsterem Geisterschiff
In wilder Schönheit daher,
Noch barg keine Klippe, kein Felsenriff,
Für sie das wüste Meer. —
Ihr schmeicheln die Stürme gelinde!
Gleich fliehender Wolken düsterer Schaar,
Schwarz flattert entfesselt ihr duftiges Paar,
Drin rauschen die Ranken der Winde! —

Herr Meyer, der Verfasser der vierten Sammlung, bewegt sich im Ganzen in verständigen, gemäßigten Empfindungen, wenn auch seine Ausdrücke zuweilen an antiquirte Dichterweisen erinnern, z. B. in einer Postfischen „Sehnsucht nach dem Süden“:

Ach wie einsam blüht, wie verwaist an aller
Geisterhuld und Hut meine Dünenwinde!
Nie vom schönen Chor, der auf grünen Schweizer-
bergen im Tanze hüpfet,
Nie vom Eisenreihn eines Blicks gewürdigt;
So den Feen fern, die mit seidnen Sohlen
Niederbeugen sanft, o besungnes Rheinland,
Deine Rannunkeln. U. s. w.

Berner in der allzu chronologischen Angabe über die Empfindungen eines „Ostermorgens“:

Dir wollt' ich heil'gen Trost entsaugen,
 O Hoffnung der Unsterblichkeit!
 Drum wallt' ich mit verbundenen Augen,
 Vom Morgen bis zu dieser Zeit.

Ich schlug den letzten Blick mit Tranern,
 Im Wintersturm auf Eis und Grab,
 Und löse jetzt mit süßen Schauern,
 Mit höchster Lust die Binde ab. U. s. w.

Die im „Lebensfrühling“ enthaltenen Kinderlieder sind sämmtlich, ihrem Zweck entsprechend, recht niedlich; sie athmen eine einfache, wohlthuende Empfindung, und viele darunter eignen sich vortrefflich zur Composition.

Die freimüthige Sachsenzeitung läßt uns auch einmal ihre Aufmerksamkeit zu Theil werden. Sie sagt: „Es schien bisher, als wenn der Theil der periodischen Presse, welcher mehr in Heftformat auftritt, von den Pressgesetzen wenig zu fürchten hätte, denn die Grenzboten z. B. enthielten allwöchentlich Dinge, die in einer politischen Zeitung unfehlbar deren Confiscation veranlaßt haben würden. Gestern ist indessen diese Wochenliteratur aus ihrer Sicherheit gerissen, indem Nr. 72 der Zeitschrift „Europa“ mit Beschlagnahme belegt ist. Anlaß dazu gab ein kurzer Artikel über die gegenwärtigen Zustände im Neapolitanischen.“ — Wir ersehen aus dieser Notiz, daß die Freimüthige Sachsenzeitung uns liest, und das hat aus folgendem Grunde für uns Interesse. Vor einigen Monaten waren wir nicht wenig überrascht, einen Artikel über das Friedrichsdenkmal in Berlin, welches etwa den dritten Theil eines unsrer Hefte einnahm, durch fünf oder sechs Nummern der Freimüthigen Sachsenzeitung das Feuilleton ausfüllen zu sehen, und zwar mit einem fremden Correspondenzzeichen. Es waren nur etwa zwei einleitende Zeilen hinzugefügt, und zwei oder drei Bemerkungen, die für die politische Haltung der Zeitschrift nicht paßten, weggelassen. Wir nahmen damals an, daß die Redaction unsre Zeitschrift nicht zu Gesicht bekäme, und durch einen der zahlreichen literarischen Gauner betrogen sei, und ließen daher in Betracht der geringen Verbreitung jenes Blattes die Sache auf sich beruhen. Da wir aber nun erfahren, daß die Redaction uns liest, so fällt der Verdacht auf sie, daß der Betrug von ihr ausgegangen ist. Es wäre das eine Gaunerei der gemeinsten Art, und charakteristisch für das Treiben der Sachsenzeitung im Allgemeinen. — Da indeß an schlechten Zeitungen kein Mangel ist, so bekommt die Sache nur dadurch eine gehässigere Wendung, daß diese Zeitung sich rühmt, und auch in vielen Kreisen darin Glauben findet, sie stehe in einer genauen Verbindung mit der Sächsischen Regierung. Wenn die Letztere ein System verfolgt, welches den Ueberzeugungen eines Theils des Volkes widerspricht, so ist sie darin doch nur in Opposition gegen bestimmte Parteien; wenn sie sich aber Mühe gäbe, zu hören, was man über die Clique denkt, welche die Freimüthige Sachsenzeitung vertritt, so würde sie finden, daß hier nicht einzelne Parteien, sondern das gesammte Volk eine Empfindung hegt, die sich weder parlamentarisch, noch literarisch ausdrücken läßt. Nur mit Unrecht bringt man die Preussische Kreuzzeitung damit in Verbindung. Diese wetteifert zwar in einem Theil ihres Blattes mit den tollsten jakobinischen Schmutzblättern, in einem andern Theile desselben aber wird ihre Sache, die wir freilich für eine schlechte halten müssen, von geistreichen Männern zuweilen auf eine glänzende Weise vertreten. In der Freimüthigen Sachsenzeitung ist davon keine Grenzboten. III. 1834.

Rede; sie enthält Nichts, als pöbelhafte Schimpfreden und Denunciationen, von denen man nicht recht weiß, ob man sich über ihre Gemeinheit empören, oder über ihren Unsinn belustigen soll. So jenes berühmte Gerücht von einer vornehmen Verschwörung, in der sich zum Theil die ersten Staatsbeamten und die reichsten Privatleute eidlich verpflichtet haben sollten, — ich weiß nicht mehr genau, den König zu ermorden, oder wenigstens doch eine Reihe unerhörter Schandthaten auszuüben. Und wer sind die Menschen, von denen solche Enthüllungen ausgehen? Für Sachsen ist es genug gesagt, wenn in erster Reihe darunter Julius Schanz fungirt. — Diejenigen Blätter, welche direct das Ministerium vertreten, sollten sich nicht die Mühe verdrießen lassen, immer wieder von Zeit zu Zeit das Publicum darauf aufmerksam zu machen, daß man nicht ihnen dergleichen Böttchen aufbürden dürfe, denn wenn sie den Verdacht der Solidarität bestehen lassen, so fällt auf sie nicht bloß das Gehäßige, sondern auch das Lächerliche, welches jene Menschen trifft.

Ein anderes ernstes Wort möchten wir an die herrschende Partei in Preußen richten. Der Protest des Herrn v. Bethmann-Hollweg ist ein Symptom, welches man nicht zu gering anschlagen darf. Herr v. Gerlach in der Kreuzzeitung bricht über diesen Anfall seines ältesten Freundes in Erstaunen und Betrübniß aus; er findet aber kein Mittel, ihn sich zu erklären, er weiß ihn mit frühern Ansichten desselben Mannes nicht in Uebereinstimmung zu bringen. Aber darin liegt gerade die Bedeutung dieses Ereignisses. Die Doctrinaire des alten politischen Wochenblatts sehen mit Schrecken die Gestalten ihrer eigenen Phantasie leibhaftig aus dem Boden hervortreten, und ein dunkles, beängstigendes Gefühl bemächtigt sich ihrer, daß es nicht weiter so geht. Wie sie diesem Gefühl Worte leihen, wie sie es mit ihrer Reflexion in Uebereinstimmung zu bringen suchen, darauf kommt Nichts an; eben so wenig auf die specielle Gelegenheit, bei der es sich äußert. Wenn aber Männer, wie Radowiz, Bethmann-Hollweg, Bunsen, Nechtrig, Ugedom, Ladenberg &c. gegen die Preussische Regierung in einer Zeit Opposition machen, wo diese allmächtig zu sein scheint, so muß das für die Letztere eine Warnungsstimme sein, die sie nicht überhören möge. Man wird sehr stark an die *Facta* erinnert, die Macaulay berichtet. Wir möchten diese Partei auch auf einen Artikel der *Revue de deux mondes*, eines entschieden reactionairen Blattes, vom 1. September aufmerksam machen. Es ist darin die neueste Thätigkeit der Preussischen Regierung und des Staatsoberhauptes auf eine Weise besprochen, die wir nach unsrem Pressgesetz auch nicht einmal auszugsweise mittheilen können, die aber sehr viele beherzigenswerthe Winke enthält.

Pariser Botschaften. 1. — Die Gesellschaft ist krank, die Barbaren stehen vor der Thür, so verkünden uns die Journale tagtäglich — und doch amüsirt sich die Gesellschaft so gut, daß sie nicht einmal eine Anweisung auf das Tausendfrankenplaisir um funfzehn bezahlen will. Mein Gott, wer würde denn ein Narr sein und sein Geld hinauswerfen, wenn Louis Bonaparte und seine Regierung so viel für die Unterhaltung der Französischen Gesellschaft thut. Paris ist nicht umsonst die erste Stadt der Welt, der anziehendste Aufenthaltsort für Fremde. Die Pariser wissen so gut die *Honneurs* zu machen, und wie liebenswürdig sie selbst ihre uralten Feinde, die Engländer, zu bewirthen verstehen, davon hatte die Ausstellungscommission sich erst unlängst überzeugen können. Die kosmopolitischen Hospitalitätslorbeeren des Seinepräfecten ließen den

Polizeipräsidenten nicht ruhig schlafen, und auch er giebt den Fremden ein Fest zum Besten. Wie große Männer Alles groß beginnen, begnügt sich Carlier nicht mit einer bloßen Bewirthung der Engländer, das ist gut für einen Seinepräsidenten — Carlier öffnet seine Salons und seinen Hof in der Jerusalemstraße allen Fremden ohne Unterschied der Nationalität und des Standes. Der Feuerwerker Nuppiert mit seinem achttägigen Feste ist zu Schanden geworden, Carlier hat ihm den Vorrang abgelassen; die achtzigtausend Fremden, die sich gegenwärtig in Paris aufhalten, sind durch acht Tage seine Gäste. Die Sergeants de ville machen die Honneurs und die Paß- und Signalementschreiber tragen die Kosten der Unterhaltung. Erfrischungen werden zwar keine geboten, aber man kann die Zeit mit Nützlicherem verbringen. Da Carlier seine Gäste, um genauere Bekanntschaft mit ihnen zu machen, einen ganzen Tag bei sich behält, haben diese Gelegenheit, Sprechübungen vorzunehmen, und einer meiner Freunde, der kein Wort Englisch verstand, kam Abends als vollkommener Engländer nach Hause. Der Zufall führte ihn neben einen Sprachkünstler, der die Englische Sprache in zwölf Sectionen lehrt, und er bediente sich der guten Gelegenheit, alle zwölf Stunden auf einmal zu nehmen. Ein Anderer ließ sich Unterricht über die Polizeiadministration von Frankreich geben, und konnte praktische und theoretische Studien zu gleicher Zeit machen; er hatte so zu sagen eine illustrierte, plastische Ausgabe über das Polizeiwesen. Ein Dritter schrieb ein fünfactiges Vaudeville. Ein Vierter verfertigte ein ethnographisches Werk in so und so vielen Abdrücken, und hat die Arbeit Carlier gewidmet. Pends-loi, Deutsche Polizei! rufe ich mit Heinrich IV., das hast Du nicht erfunden! Restroy's Zug ist eine langweilige Fassenpredigt gegen den humoristischen Zug, den sich Carlier mit ganz Europa macht. Zu bedauern sind bloß die einige zwanzig Schreiber, die den ganzen Tag ces noms barbares zusammenbuchstabiren müssen, und man erzählt sich, daß drei der mit Deutschlands Kindern beglückten Postschreiber ernstlich erkrankt seien über der anstrengenden Arbeit. Und wie die armen Nationalisten überseht wurden! Monsieur Woschehl heißt Herr Vogel, und Monsieur Stansaneemeer wird Herr Stanzengeimer aufgerufen. Die Russischen und Englischen Namen werden durch eine Pantomime ausgedrückt, und das Ende vom Liede ist immer, daß man zu den geschriebenen Zeichen seine Zuflucht nimmt. Wenn man über die Namengymnastik glücklich hinüber gekommen, beginnt die eigentliche Bekanntschaft mit der Polizei — man muß ihr Alles sagen, sie fragt so nachdrücklich und freundlich nach unsren Verhältnissen, nach unsrer Beschäftigung, nach unsren Vergnügungen, nach unsrer Gemüthsstimmung u. s. w., daß man der liebenswürdigen Theilnahme gar nicht widerstehen kann. Ein besonderes Interesse legt sie für die Mitglieder der Schneiderkunst an den Tag, und ein Mensch, der Schneider und Deutscher zugleich ist, erfreut sich der doppelten Vorliebe der Französischen Polizei. Herr Carlier hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß die Schneider nicht bloß Communisten oder Socialisten, sondern daß sie von Haus aus wüthende Bonapartistenfresser seien, und er will daher alle Schneider von Paris entfernen. Wenn Louis Bonaparte seinen längst angekündigten Staatsstreich noch nicht gemacht hat, so sind einzig und allein die Schneider daran Schuld. Den eigentlichen Zusammenhang dieser Ereignisse darf ich noch nicht enthüllen, aber soviel ist gewiß, daß die Französische Republik längst in den grauen Rock des Kaisers gesteckt wäre, wenn die Schneider, und namentlich die Deutschen, nicht ihre gefährlichen Gegenmachinationen losgelassen hätten. Die Paar Journalisten, die bisher eingezogen wurden, sind der geheimen Schneiderei

verdächtig, denn man soll unter ihnen ein vollständiges Nähzeug und offene Fingerhüte gefunden haben. Um das große Unglück, das Paris bedrohen konnte, wenn es aller seiner nadelführenden Künstler beraubt wurde, abzuwehren, haben die Burggrafen des Schneiderthums beim Präsidenten eine Petition eingereicht, und sich für die Reumüthigkeit ihrer unglücklichen Kollegen verbürgt. Zum Beweise ihrer guten Gesinnungen haben sie sich anheischig gemacht, die Mode des 1. Kaiserreichs diesen Winter durchzusetzen, was soviel als ein halber Staatsfreich wäre. Die kurzen Taillen, die in langen Futteralen stecken, für die Frauen, die unsterblichen Fracks mit den kaiserlichen Schößen, und durch die menschenfreundliche Mitwirkung der Schuster auch die Stulpenstiefeln, sollen wieder zu Ehren kommen. Man glaubt, daß die Burggrafen des Nadelreiches ihre Thaten vom erwünschten Erfolge gekrönt sehen werden.

Gerettet ist die Gesellschaft nun jedenfalls, und die Europäischen Fürsten mögen ruhig schlafen. Carlier wacht, und die Schneider sind gebändigt. Weniger galant und weniger freundlich ist es von Carlier, daß er alle Stände und Nationalitäten unter dem Complotte der Deutschen Kleiderkünstler leiden läßt. Arme Arbeiter, die sich nie auch nur des leisesten Schneiderverdachtcs schuldig gemacht, verlieren durch den unfreiwilligen Besuch der Carlier'schen journées de plaisir drei, fünf und noch mehr Franken. Bei dem großen Abscheu vor den communistischen Begriffen der Deutschen Schneider in Paris hätte die Pariser Polizei gerechtere Grundsätze an den Tag legen sollen, denn die Zeiten sind wahrhaftig trotz der schönen Aussichten auf das nahe Kaiserreich nicht so glänzend, als daß so ein armer Teufel den Verlust eines Tagelohns so leicht verschmerzen könnte. Doch le salut public über Alles — da giebt es keine individuelle Freiheit, keine andere Rücksicht mehr.

Pariser Botschaften. 2. — So gern ich meine politischen Ferien verlängern würde, um Ihnen von den neuen Erscheinungen in der Literatur und auf der Bühne zu erzählen, so muß ich doch diesem Wunsche wenigstens für heute entsagen, da ich einige Betrachtungen auf dem Herzen habe, die jedes andere Wort aus meiner Feder vertreiben. Es wäre auch gefährlich, mit meinen Enthüllungen lange zu zögern, denn im Elysée fängt man an sehr ungeduldig zu werden, und meine Betrachtungen könnten leicht post festum kommen. Die große Frage des Tages, die ich, Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, schon in meiner ersten Botschaft als die Aee bezeichnete, um die sich Alles drehen wird, ist die Abschaffung des Gesetzes vom 31. Mai, die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechtes. Louis Bonaparte möchte sich endlich von diesem Nessuskleide, mit dem ihn die heiligen Siebzehn des Burggrafen-thums beschenkt hatten, befreien, er möchte sich gern wieder seinen sechs Millionen Wählern in die Arme werfen, sein Entschluß dazu steht fest, aber er findet keine Minister, die er mit diesem zarten Geschäfte beauftragen könnte. Léon Faucher, Baroche, Fould u. Comp. bekommen eine Gänsehaut, wenn man ihnen vom allgemeinen Stimmrechte nur spricht, und die andern Staatsmänner, wie Barrot und Lamartine, welche zu dieser Buße der Majorität geeignet wären, wollen noch Anderes mit in den Kauf haben. Die Republikaner, die sich so still verhalten, während alle Parteien auf der Jagd nach einer Lösung oder nach einem Präsidenten sich befinden, sehen ihre Zeit kommen, und ein Ministerium, das auf ihren Schutz rechnen soll, müßte nun noch andere Dinge beim Elysée durchsetzen, als die Aufhebung des Gesetzes vom 31. Mai. Es ist die alte Ge-

schichte von den sybillinischen Büchern, und obgleich Louis Bonaparte kein Tarquinius ist, wird er die Asche der verbrannten Bücher doch noch theurer bezahlen müssen, als hätte er die unversehrten gekauft. Er bereut jetzt, die gute Zeit nicht benützt zu haben, und in seinem ohnmächtigen Zorne sehen wir ihn jede Stunde im Begriffe zu thun, was zu thun vielleicht längst zu spät ist. Seine Situation ist schwierig genug. Er muß Minister um sich dulden, die er gründlich haßt, und die ihm trotz ihrer anscheinenden Ergebenheit nun eben so viele Knüppel im Wege sind. Er muß den Jupitern der legislativen Majorität schön thun, die ihn um seine Volksthümlichkeit gebracht, und deren Freundschaft, abgesehen davon, daß sie nicht ehrlich gemeint ist, nur compromittirend für ihn sein kann. Er sieht sich mit einer Partei identificirt, welche in Frankreich die Russen repräsentirt. Er hat mit den Legitimisten eine Ehe geschlossen, er ist Gütergemeinschaft mit ihnen eingegangen, und sie haben ihm als Mitgift Nichts zugebracht, als einen zweideutigen Ruf und gar keine Güter. Er hat eine Polizei, die allmächtig ist, er verfügt über eine Jury, die dienstbar ist wie keine, die Legislative hat ihm eine Permanenzcommission hinterlassen, sanft wie ein Lamm, es stehen ihm alle Belagerungszustände der Welt zu Gebote, und es fehlt daher eben jetzt an einem guten Vorwande, während jetzt ein Vorwand Alles werth wäre. Ein Königreich für einen Vorwand zum Staatsstreich, ruft der Präsident aus — aber es findet sich keiner. Das Conclave im Elysée strengt seine Phantasie an, Carlier verhaftet jeden Schneider als Communisten und Hochverrätther, die Departements werden allmählich, aber mit Zuversicht, in Belagerungszustand erklärt, man streut allerlei Gerüchte von bevorstehenden Unternehmungen aus, um das Volk aufzurütteln — Alles bleibt still, und nur auf der Börse antwortet hier und da das Echo der fallenden Course. Die Herren von Straßburg und Boulogne wollen freilich den besten Vorwand darin sehen, daß sich keiner zeigt, sie stacheln den Muth des kleinlauten Neffen des Kaisers auf, sie rüsten im Geheimen, sie vertheilen die Truppen und die Rollen, allein der Muth des Augenblicks fällt vor dem Römischen Scepticismus des Ministers des Innern — der aufgehobene Arm sinkt unthätig und ohnmächtig wieder in den Schooß.

Die Zeit aber drängt, von allen Seiten strömen die Berichte von den Agitationen der Orleanisten zu Gunsten Joinville's herbei. Der gute Wille des Prinzen, sich Frankreich zur Verfügung stellen zu wollen, kann nicht mehr bezweifelt werden. Diese Candidatur ist gefährdend, denn noch haben die Republikaner sich nicht ausgesprochen, und Frankreich ist so wunderbar! „Also es muß Etwas geschehen, wir müssen Etwas thun, ruft man sich zu, und ist es kein Staatsstreich, so lassen wir wenigstens das gefesselte Wahlrecht los; dies kann uns und den Prinzen von Joinville in seinen Fluthen begraben, aber wir haben wenigstens die Aussicht, unsren Wählern vom 10. December im Gedränge zu begegnen, vielleicht haben sie Mitleid mit unsrer späten Reue.“

Die Alternative zwischen dem Staatsstreich und der Aufhebung des Gesetzes vom 31. Mai steht nämlich so: Der Staatsstreich muß vollzogen werden, ehe die Legislative wieder zusammentritt, weil er sonst noch mehr Hindernisse zu bekämpfen und gar keine Aussicht des Gelingens hätte. Das allgemeine Stimmrecht hingegen kann nur so wieder hergestellt werden, wenn es als Austausch mit der Revision der Verfassung durchgesetzt werden kann. Ist die Revision nicht verbürgt, dann hilft das allgemeine Stimmrecht nicht, weil die auf den Präsidenten gefallenen Stimmen dann nicht gezählt, wenigstens in vielen Departementen, wo die Orleanisten und Republikaner das Ueber-

gewicht haben, vernichtet werden würden. Möglicher Weise könnten auch die Legitimisten es dann in ihrem Interesse finden, die Wiedererwählung Louis Bonaparte's zu verhindern, und sie würden in keinem Falle so ineinandergreifend und einstimmig handeln, als wenn die Revision des 43. Artikels ausgesprochen wäre. Man muß also ein Ministerium, man muß eine Combination finden, welche für das allgemeine Stimmrecht die Revision der Verfassung entgegenzugeben bereit wäre. Die Intriguen des weniger schlachtentflammten Theils der Anhänger des Präsidenten drehen sich auch vorzugsweise um diesen Punkt. Sie suchen ihre Propaganda in folgender Weise zu machen. Der Präsident, sagen sie, würde durch die Monomanie der Orleansisten und durch den Rath der ihm ergebenen Generale zu einem Staatsfreiche gedrängt. Dieser kann bei den Mitteln, über die Louis Bonaparte zu verfügen hat, gelingen, er kann auch mißlingen; es würde ein Bürgerkrieg, oder im besten Falle eine momentane Erschütterung aller Interessen daraus entstehen. Es wäre also im Interesse des Staates, der Gesellschaft und auch der Republikaner, ein solches Unglück von Frankreich abzuwehren. Der Präsident verlange Nichts von den Republikanern, als daß sie die Hindernisse seiner Wiederwählbarkeit ihm aus dem Wege räumen, dafür gäbe er ihnen ein „liberales“ Ministerium und das allgemeine Stimmrecht. Er hofft dann wieder gewählt zu werden, doch verpflichtet er sich, den Republikanern das Feld zu räumen, und das Elysée ohne Widerstand zu verlassen, falls er nicht wieder gewählt werden sollte. Sie begreifen, wie schwer sich ein solcher Vergleich durchsetzen ließe, denn damit es geschähe, müßte der Präsident so weit links gehen, als er nach seinen bisherigen Antecedentien, ohne sich zu entehren, kaum gehen konnte, und er hätte mit einem Ministerium Odilon Barrot trotz der Aufhebung des beschränkten Wahlrechts nicht viel gewonnen.

Den Republikanern erscheinen diese Vorschläge nicht so verführerisch, als man glauben möchte; denn nicht nur, daß auf Louis Bonaparte's Versprechen, Cavaignac's Beispiele zu folgen, sich durchaus nicht bauen läßt, betrachten sie ihre Sache auch ohne diesen Compromiß als gewonnen. Vorausichtlich wird selbst mit dem allgemeinen Stimmrechte, falls, wie zu erwarten ist, die Candidatur Joinville's aufrecht bleibt, und bei der gründlichen Zerfallenheit der monarchischen Parteien, keiner der Candidaten die absolute Majorität erlangen. Diese Eventualität scheint aber sowol den Republikanern, als den Orleansisten, als auch einem Theile der Legitimisten keine ungünstige für ihre Sache. In diesem Falle würde nämlich die gesetzgebende Versammlung den Präsidenten wählen, und dieser wäre dann nicht Louis Bonaparte. Die Orleansisten hoffen Joinville durchzusetzen, während die Republikaner mit Hilfe der Legitimisten einen Nichtprinzen, wahrscheinlich einen General wählen würden, was ihnen genügend wäre, da sie, jedenfalls einer demokratischen Legislativen versichert, in dieser vollkommene Bürgschaft für die Republik finden. Ihre Ansicht ist um so richtiger, als die neue Kammer der Ausdruck des allgemeinen Stimmrechtes — dieses muß für die allgemeinen Wahlen in jedem Falle hergestellt werden — während der neue Präsident bloß von der Kammer gewählt wäre. Das Uebergewicht der Legislativen über den Präsidenten wäre dann dem Geiste der Constitution gemäß gesichert. Dies fühlt das Elysée, und Louis Bonaparte will durch die Revision des Artikels 43 sich selbst von der Legislativen einen Empfehlungsbrief an die Wähler geben lassen, darum sucht er das Gesetz vom 31. Mai, das nicht mehr aufrecht zu erhalten ist, um diesen Preis zu verkaufen. Ist hierzu keine Aussicht,

gelingt es dem Präsidenten nicht, die gemäßigten Republikaner für seine Vorschläge zu gewinnen, dann dürfte ein verzweifelter Streich zu erwarten sein, und zwar noch vor dem Wiederausammentreten der Kammern. Die Umstände drängen Louis Bonaparte zu einem solchen Wagnisse, und wenn es nicht stattfindet, so hat dies seinen Grund nur in der Wankelmüthigkeit, in der Unentschlossenheit und vielleicht in der Muthlosigkeit, welche wir als Metamorphose in Louis Napoleons Charakter in einer unsrer letzten Botschaften geschildert hatten.

Fragt der Leser, ob der Staatsstreich gelingen würde? dann antworte ich ihm, er möge einen Geschiedtern fragen — möglich, ja wahrscheinlich nicht. Der Präsident kann auf einen Theil des Heeres für den Kampf und auf die ganze Bourgeoise für den Fall des Erfolges rechnen. Es hängt also von den Umständen und namentlich von der Haltung des Volkes ab, und wie und von wem dieses geführt wird. Die Bourgeoise würde sich jedenfalls neutral verhalten; ihre Devise ist: „S'il réussit c'est un héros; s'il succombe, ce n'est qu'un imbécille et nous tapons dessus.“

Goethe's Briefe an Frau v. Stein. Aus den Jahren 1776 — 1826. Herausgegeben von Schöll. Dritter Band. — Dieser Band enthält von den Jahren 1784 und 1785 eine sehr ausführliche Sammlung, die fast von Tag zu Tag fortgeht. Auch noch 1786 ist ziemlich reichhaltig. Dann folgt die Italienische Reise, die uns Goethe bekanntlich nach den Briefen an dieselbe Dame dargestellt hat. Im Jahre 1788 werden die Briefe dürftiger, im folgenden Jahre brechen sie ganz ab. Das Verhältniß Goethe's zu seiner nachmaligen Frau, welches Frau von Stein entschieden mißbilligte, trat störend dazwischen. Es sind zwar aus den spätern Jahren noch einzelne Briefe vorhanden, aber spärlich, und das Sie tritt an die Stelle des Du. — Einzelne Bemerkungen Goethe's in diesen Briefen, die sich nicht direct auf das persönliche Verhältniß beziehen, sind sehr interessant. So charakterisirt er einmal die Memoiren von Voltaire: „Es ist, als wenn ein Gott, etwa Momus, aber eine Canaille von einem Gotte, über einen König und über das Hohe der Welt schriebe. Dies ist überhaupt der Charakter aller Voltaire'schen Witzproducte, der bei diesen Bogen recht auffällt. Kein menschlicher Blutstropfen, keine Funke Mitgefühl und Sonnettetät. Dagegen eine Leichtigkeit, Höhe des Geistes, Sicherheit, die entzücken. Ich sage, Höhe des Geistes, nicht Höhe. Man kann ihn einem Luftballon vergleichen, der sich durch eine eigene Lustart über Alles wegschwingt, und die Flächen unter sich sieht, wo wir Berge sehen.“ — Ein andermal spricht er über Werther bei Gelegenheit der Gesamtausgabe seiner Schriften (1786): „Ich corrigire an Werther, und finde immer, daß der Verfasser übel gethan hat, sich nicht nach geendigter Schrift zu erschießen.“ — Am Interessantesten war mir folgende Aeußerung. Der Sohn seiner Freundin, Frig, wollte in Preussische Dienste übertreten, was in Weimar viel böses Blut machte. Goethe schreibt darüber: „Bei mir ist Frig ganz entschuldigt. Wer gerne leben mag und ein entschiedenes Streben in sich fühlt, einen freien Blick über die Welt hat, dem muß vor einem kleinen Dienst wie vor dem Grabe schaudern. Solche enge Verhältnisse können nur durch die höchste Consequenz, wodurch sie die Gestalt einer großen Haushaltung annehmen, interessant werden.“ — Das ist offenbar ein Selbstgeständniß, und zeigt uns wenigstens so viel, daß der Dichter nicht in jedem Augenblick seines Lebens mit der Rolle, in die ihn sein Verhängniß getrieben hatte, zufrieden war. Die Haupt-

sache in den Briefen, die sich meistens auf den Raum einiger Zeilen beschränken, sind Versicherungen fortdauernder Liebe und Freundschaft. Bei der großen Wärme und Innigkeit des Gefühls, die sich in ihnen ausspricht, ist es sehr erfreulich, darin zu blättern; sie hinter einander weg zu lesen, ist unmöglich. — Wir werden durch die reichhaltigen Brieffsammlungen jetzt bald in den Stand gesetzt sein, Goethe so ziemlich bis auf jede Stunde seines Lebens zu verfolgen. Die thörichte Idee, die man sich häufig gemacht hat, Goethe sei eigentlich im Leben ziemlich locker gewesen, und gar nicht von der Zartheit der Empfindungen, die sich in seinen Gedichten findet, wird durch diese Documente auf das Schlagendste widerlegt. Ich muß aber aufrichtig gestehen, daß dieses Spionirsystem, welches sich auf das Privatleben und die kleinen Zufälligkeiten der äußern Persönlichkeit ausdehnt, für mich etwas Unheimliches hat. Die verschiedenen Stimmungen, die er durchgemacht, sind doch am Besten in seinen Dichtungen abgeklärt, und für uns wäre es zweckmäßig, wenn wir uns daran gewöhnen wollten, den Menschen lediglich nach Dem zu beurtheilen, was er thut, nicht nach Dem, was er empfindet. —

Reise durch Deutschland, Oestreich und Ungarn während der Ereignisse 1848 und 1849. Von der Baronin Blazé de Bury. Aus dem Französischen von Alvensleben. Weimar, Voigt. — Wir haben aus dieser Reisebeschreibung nach dem Original schon früher einige Notizen mitgetheilt, die sich auf Leipzig bezogen. Aus denselben kann man sich ein vollständiges Bild machen, wie die Verfasserin beobachtet. Sie hat einen guten Blick, eine schnelle Combination und viel Malice; sie findet sehr leicht die Schwächen Anderer heraus, aber sie begnügt sich mit einer ganz oberflächlichen Anschauung, und der kleinste Umstand genügt ihr vollständig, eine ganze Theorie daran aufzubauen. Ihre Schilderungen sind daher immer pikant, zuweilen, aber nur ausnahmsweise, auch sehr treffend, in der Regel von einer gefährlichen Halbwahrheit. Sie bringt bei jeder Stadt, die sie charakterisiren will, bereits eine Reihe von vorgefaßten Meinungen mit, und wenn sie diese aus den Gegenständen nicht heraussehen kann, so steht sie sie hinein. Im Ganzen ist aber das Buch sehr munter geschrieben, und muß uns mehr Spaß als Aerger machen. Der Uebersetzer hat stark verkürzt, und hat sehr recht daran gethan; er hätte noch rücksichtsloser verfahren können. —

Die Erdumwälzungen, von Georg Cuvier. Deutsch bearbeitet und mit erläuternden Bemerkungen über die neuesten Entdeckungen in der Geologie und Paläontologie versehen, von Giebel. Leipzig, Abel. — Von diesem geistreichen Werk: discours sur les révolutions du globe, ist so eben in Paris eine neue Ausgabe erschienen, nach welcher die gegenwärtige Uebersetzung bearbeitet ist. Die hohe wissenschaftliche Bedeutung dieser Forschungen ist allgemein bekannt; wir begnügen uns damit, hier auf die klare faßliche Darstellung hinzuweisen, welche dieses Buch, das Resultat der tiefsten und ernsthaftesten Studien, zugleich zu einer angenehmen Lecture macht. — In demselben Sinne empfehlen wir ein anderes Buch: Physische Geographie, von Mary Somerville. Aus dem Englischen von Barth. Leipzig, J. J. Weber. Es ist natürlich hier weniger von neuern Forschungen die Rede, als von einer für das größere gebildete Publicum berechneten faßlichen und übersichtlichen Darstellung. Schon die Menge der einzelnen darin enthaltenen interessanten Notizen, so wie ihre zweckmäßige Zusammenstellung, macht dieses Buch zu einem höchst genießbaren und lehrreichen.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Verantwortlich: **F. W. Grunow**. — Druck von **C. C. Elbert**.